

## **Predigt über Markus 1,40-45**

(14. Sonntag nach Trinitatis – 17.9.2017 – Oberkaufungen)

Liebe Gemeinde!

Spinalonga - eine Insel vor Kreta. Ich habe sie einmal besuchen können. Noch vor gut 60 Jahren wäre kein Tourist freiwillig dahingegangen. Und auch niemand anderes sonst. Spinalonga war nämlich eine Leprakolonie. Hier lebten Leproskranke in einer Art Verbannung. Niemand sollte sich bei ihnen anstecken. Und so sperrte man sie weg – bis in den 50iger Jahren die ersten wirksamen Lepra-Medikamente gefunden wurden. Nach einiger Zeit konnten viele Bewohner Spinalongas die Insel als geheilt verlassen – überglücklich.

Unser Predigttext heute erzählt von der Heilung eines Mannes, der ebenfalls eine gefährliche Hautkrankheit hatte. Möglicherweise war es Lepra. Auch er lebte isoliert. Aussätzige mussten damals ihren Ort und ihre Familie verlassen. Sie fristeten ihr Leben irgendwo draußen. Wenn ihnen jemand aus Versehen begegnete, mussten sie laut auf sich aufmerksam machen, damit der andere wusste: Jetzt muss ich einen großen Bogen machen, damit ich dem Aussätzigen nicht zu nahe komme. Wenn wirklich einmal der Aussatz wieder wegging, musste sich der ehemals Kranke den Priestern zeigen. Nur wenn diese seine Heilung bestätigten, durfte er wieder zurückkehren in die Gemeinschaft der Menschen. Dann war es als ob ihm das Leben noch einmal neu geschenkt worden wäre!

Unser Predigttext erzählt von der Heilung eines Aussätzigen, also von etwas ganz Besonderem. Zugleich erzählt der Text von ganz viel Menschlichem. Um beides soll es jetzt gehen: um das ganz Besondere – und um das ganz Menschliche.

Fangen wir mit dem ganz Besonderen an! Ein Mensch wird

geheilt. Das war mehr als das Loswerden einer lästigen Hautkrankheit. Das war wie eine neue Geburt. Der ehemals Kranke war kein Unberührbarer mehr. Niemand machte mehr einen Bogen um ihn. Er gehörte wieder dazu.

Unser Text erzählt davon, wie der, der die anderen von sich fernhalten musste, zu ihnen geht. Niemals zuvor hätte er sich das getraut. Doch jetzt will er ihnen erzählen, was er erlebt hat. Er will erzählen von dem, der ihm nicht aus den Weg gegangen ist. Von dem, der sich ihm zugewandt hat. Von dem, der ihn berührt und geheilt hat: Jesus.

Ich halte einen Augenblick inne. Es gibt immer wieder Menschen, die das erleben: Andere machen einen Bogen um mich. Sie weichen mir aus. Sie gehen mir aus dem Weg. Was dann auch immer dahinterstecken mag: Schön ist das nicht. Es macht etwas mit einem. Man reagiert verunsichert, vielleicht auch traurig – oder verbittert. Oder bockig im Sinne von „Jetzt erst recht!“

Ich möchte es merken, wenn ein Bogen gemacht wird um einen Menschen. Ich möchte nicht die Augen davor verschließen – obwohl ich weiß, dass ich mich dann entscheiden muss: ob ich da mitmache, ob ich mich heraushalte – oder ob gerade ich auf diesen Menschen zugehe, ihn anspreche, ihn berühre.

Jesus bleibt stehen. Er weicht dem Aussätzigen nicht aus. Und dieser Aussätzige, der traut sich etwas. Er geht auf Jesus zu. Er spricht ihn an. Er kommt ihm nahe. Das durfte er nicht. Das war nicht erlaubt. Zu groß war die Gefahr der Ansteckung.

Aber manchmal müssen wir Regeln durchbrechen. Ich fand das jetzt stark, als der Papst dazu ermutigte, auch einmal Regeln und Normen der katholischen Kirche zu durchbrechen, wenn dadurch Menschen geholfen werden könne. Ich

kann mich nicht erinnern, jemals von einem Papst so etwas gehört zu haben.

Der Aussätzige durchbricht die Regel, die gesellschaftliche Norm. Er wendet sich in seiner Not an Jesus. Jesus war sozusagen sein letzter Strohalm, an dem er sich klammern konnte.

Das ist menschlich: nach dem letzten Strohalm fragen. Ich kann mich erinnern an einen jungen Mann, der schwer an Krebs erkrankt war. Der Vater setzte alle Hebel in Bewegung, um eine angemessene medizinische Hilfe für den Sohn zu bekommen. Bisher hatte nichts angeschlagen. Und so dehnte er seine Suche nach Hilfe aus – bis hin die USA. Da sollte es noch eine Behandlungsmöglichkeit geben. Der letzte Strohalm.

Ich habe es einige wenige Male schon erlebt, dass ich als Pfarrer aufgesucht wurde auf der Suche nach einem letzten Strohalm. Da saß dann ein Mensch vor mir mit einem ganz großen Problem. Nichts und niemand hatte bisher wirklich helfen können. Und so war er bei mir gelandet – beim Pfarrer, bei der Kirche. Der letzte Strohalm.

Natürlich bin ich nicht in der Lage, sein Problem zu lösen. Heilen – so wie Jesus hier - kann ich nicht. Doch dann fällt mir ein, was einmal ein Psychiater zu mir sagte. Er hatte einem Menschen nicht helfen können. Der war dann bei mir gelandet. Der Psychiater meinte: „Ich breche jetzt den Kontakt zu ihm ab. Er gehört zu den verlorenen Schafen. Für die sind Sie zuständig.“

Anfangs war ich richtig zornig. Ich fand, der Mann machte es sich zu leicht. Aber dann dachte ich: Ja, so ist es doch. Für die verlorenen Schafe sind wir zuständig. Wir – die Kirche. Wir – die Christen. Ich – der Pfarrer.

Ich habe dieses verlorene Schaf dann für einige Zeit beglei-

tet. Lösen konnte ich das Problem dieses Menschen nicht. Aber ich konnte ihm eine Zeitlang helfen, damit umzugehen.

Heilen wie Jesus können wir nicht. Aber wir können uns herausfordern lassen von denen, um die andere einen Bogen machen. Die übersehen werden. Die nicht gewollt sind. Die schwierig sind, anders. Auch von denen, die zu uns gekommen sind – als Fremde, als Menschen mit einer anderen Kultur, einer anderen Hautfarbe. Und oft auch mit einem anderen Glauben. Von denen, die von manchen als Gefahr angesehen werden – für unser Land. Von denen, auf deren Kosten im Wahlkampf Stimmung gemacht wird – leider erfolgreich.

Als Christen sind wir herausgefordert, uns denen zuzuwenden, um die andere einen Bogen machen.

Wir haben es uns als Kirche ganz gut eingerichtet in dieser Welt. Ich bin mir nicht sicher, ob wir wirklich die Aussätzigen unserer Tage im Blick haben. Denn die werden ganz schnell übersehen. Das zeigt sich für mich auch im Wahlkampf.

Es fällt auf, wie wenig es dort um die Bedürftigen geht.

Ich denke da an die psychisch Erkrankten in unserem Land. Ihre Zahl ist in den letzten Jahren enorm gestiegen – auch aufgrund des Stresses und des Drucks, denen Menschen ausgesetzt sind.

Ich denke an den Armutsbericht der Bundesregierung. Er spricht von einem großen Unterschied zwischen Arm und Reich in unserer Gesellschaft. Die in vielem so souveräne Bundeskanzlerin geriet ins Schwimmen und gab Plattheiten von sich, als sie kürzlich direkt mit Menschen mit geringem Einkommen konfrontiert wurde. Die sind einfach nicht im Blick. Auch nicht bei vielen, die in einer Woche zur Wahl gehen und die vor allem eines wollen: dass es für sie selbst so bleibt wie es ist. Ihnen geht es ja gut.

Ich glaube, da sollten wir als Kirche einen anderen Weg gehen. Jesus ist stehen geblieben, als ein Mensch ihn um Hilfe

bat. Er wandte sich ihm zu.

Was wir als Kirche predigen, das interessiert die Menschen nicht mehr so sehr. Das ist ihnen ziemlich egal. Was wir tun, das fordert heraus. Was wir tun oder was wir nicht tun – das redet lauter als alle unsere Worte es könnten.

Ich möchte das gerne als Ermutigung verstanden wissen. Es geht um keinen erhobenen Zeigefinger, sondern um die Ermutigung, uns von Jesus herausfordern zu lassen, auch wenn sein Weg ein besonderer Weg ist.

Wir brauchen diese Ermutigung – einfach, weil wir Menschen sind. Menschen, die eher ihre Ruhe haben wollen. Menschen, die lieber nichts wagen und riskieren möchten. Es soll alles so weitergehen. Das ist ganz menschlich, so zu denken.

Es soll heute auch um das ganz Menschliche gehen, habe ich vorhin gesagt. Schauen wir uns das ganz Menschliche noch etwas genauer an – in unserem Predigttext.

Da soll der Geheilte nicht weitersagen, was mit ihm geschehen ist. Jesus will nicht zum großen Superheld werden, dem alle hinterherlaufen, den alle sehen wollen. Er will nicht zum Gegenstand der Sensationsgier der Menschen werden. Sein Weg ist ein anderer.

Aber das versteht der Geheilte nicht. Er hat nicht richtig hingehört. Er fragt nicht, warum Jesus das nicht will: dass er alles weitererzählt.

Ja, so sind wir Menschen manchmal. Wir hören nicht richtig hin. Wir nehmen uns nicht die Zeit, danach zu fragen, was dem Gegenüber wichtig ist. Wir machen das, wonach uns gerade ist. Und dem Geheilten ist danach, seine Freude mitzuteilen.

Das kann man ja auch verstehen. Vielleicht geht es ihm aber auch darum, die Sensation weiterzugeben. Es ist auch etwas Besonderes, Teil einer Sensation zu sein, Teil von etwas

Besonderem. Da fällt noch etwas Glanz auf einem selbst. Ja, so sind wir Menschen manchmal. Und vielleicht ist es gerade diese menschliche Schwäche, die den Aussätzigen herausposaunen lässt, was geschehen ist.

Zugleich gefällt mir dieser Mann. Er durchbricht die gesellschaftliche Norm und bittet Jesus um Hilfe: „Willst du, so kannst du mich reinigen.“ „Willst du ...“ Er hat nicht diesen fordernden Zug vieler Menschen an sich, die meinen, ein Recht darauf zu haben, einen Anspruch, dass man ihnen hilft oder ihren Vorstellungen nachkommt. Dieses Anspruchsdenken begegnet uns etwa bei Wahlveranstaltungen, wo selbsternannte Wutbürger Politiker und Politikerinnen beschimpfen und sich dabei in einem Wettstreit zu befinden scheinen, wer der lauteste Schreihals ist. Wie ich es haben will, so muss es sein!

Beim Aussätzigen klingt das anders: „Willst du, so kannst du mich reinigen.“ Oder steckt hinter diesem „Willst du“ doch auch so ein wenig Druck? „Du willst doch wohl – oder“? Wir wissen es nicht.

Menschliche Schwäche, menschliche Stärke. Beides treffen wir beim Geheilten an. Wir Menschen sind eben nicht nur schwarz oder weiß. Wir tragen beides in uns. Beides gehört zu unserem Menschsein dazu.

Das trifft auch auf Jesus zu. Das zeigt unser Predigttext. Auf der einen Seite ist Jesus hier der, der Erbarmen hat, der den Unberührbaren berührt, der ihn heilt. Es jammert ihn, heißt es. Jesus hat Gefühle. Er handelt nicht nur rational. Es macht ihm etwas aus, das Elend dieses Menschen zu sehen. Jesus will helfen. Jesus – ganz menschlich. Und das ist gut so!

Jesus ist berührt. Und das berührt uns. Gar nicht dazu zu passen scheint seine Barschheit hinterher. Er droht dem Geheilten, ja nichts weiterzusagen. Er treibt ihn weg von

sich. Gut, wir wissen ja, was dahintersteckt. Jesus wollte nicht, dass ihm die Leute in Scharen nachlaufen. Aber konnte er das nicht netter sagen? Ich bin ein bisschen befremdet. Aber ich finde es auch gut, dass der Evangelist Markus dieses Befremdliche an Jesus nicht verschweigt oder beschönigt. Nein, er zeigt uns, wie sehr Jesus Mensch ist. Und zu uns Menschen gehören unsere Stärken und unsere Schwächen.

Es gab Zeiten, da hatte ich Mühe damit, Jesus in seiner ganzen Menschlichkeit zu sehen. Ich dachte damals: Jesus sei zwar in einer menschlichen Hülle unter uns gewesen, aber letztlich dabei doch ganz und gar Gott geblieben. Und als solcher immer zugewandt und freundlich, immer gelassen und souverän, niemals traurig oder klagend, niemals zornig oder kurz angebunden.

Doch da hatte ich das Neue Testament noch nicht richtig gelesen. Inzwischen kenne ich auch die anderen Texte. Inzwischen bin ich froh darüber, dass Jesus ganz Mensch war, mit menschlichen Reaktionen – und dass zugleich Menschen in der Begegnung mit Jesus Gott erfahren.

Warum bin ich froh darüber? Zum einen, weil das alle Gottesvorstellungen sprengt, die wir Menschen uns selbst so zu-rechtmachen. Der Gott, an den wir glauben, der ist so groß, dass er sich ganz klein machen kann. In der Sprache der Dogmatik: Er wird Mensch – ganz Mensch. So kann er einer von uns sein. Einer, um den auch ein Bogen gemacht wird. Einer, der unseren Tod stirbt. Und ihn überwindet.

Zum anderen bin ich froh, weil mir an dem Menschen Jesus klar wird, dass auch ich Mensch sein darf. Ein Mensch mit Stärken und mit Schwächen. Und andere dürfen auch Mensch sein! Niemand muss perfekt sein. Niemand muss immer alles im Griff haben. Niemand muss immer richtig reagieren. Ich selbst muss es nicht. Und andere müssen es auch nicht. Gott sei Dank! Amen.